

Peinlich, Richard
Judenburg und das h. Geist-
spital daselbst

Judenburg

und

das h. Geistspital daselbst.

Von

Dr. R. Peinlich.

Der Ertrag ist zum Besten der armen Schüler an der landschaftlichen Bürgerschule in Judenburg bestimmt.

Graz, 1870.

Ulrich Moser's Buchhandlung.

Judenburg

und

das h. Geistspital daselbst.

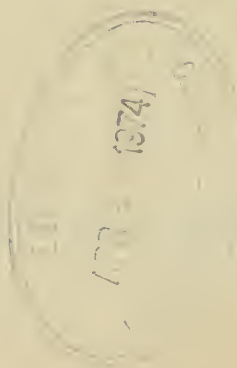
Von

Dr. R. Peinlich.

Der Ertrag ist zum Besten der armen Schüler an der landschaftlichen Bürgerschule in Judenburg bestimmt.

Graz, 1870.

Ulrich Moser's Buchhandlung.



Aus der Vereins-Buchdruckerei in Graz.

Wenn man von der Murbrücke weg die Hauptstraße verläßt, um auf kürzerem Pfade zur Stadt Judenburg hinauf zu gelangen, so muß man den Weg einschlagen, welchen der Volksmund mit dem romantischen Namen „zum umgehenden Thürl" bezeichnet.

Wenn der wißbegierige Wanderer auf der Höhe angelangt ist, möge er seinen Blick auf das erste Gebäude zur rechten Hand werfen. Dieses Haus (alt. Nr. 43, neu. Nr. 50), derzeit dem hochachtbaren greisen Bürger von Judenburg Herrn Franz Müller gehörig, hat historische Bedeutung, denn es bildet den spärlichen Ueberrest des im J. 1420 hier begründeten h. Geistspitales.

Die Geschichte dieser Stätte ist wenig bekannt, eine Erzählung derselben wird daher Freunden der Vaterlandskunde nicht unwillkommen sein, zumal sich hiebei Gelegenheit finden wird, manche bisher ganz unbekannt gebliebene Daten zur Geschichte der Stadt Judenburg anzufügen und gleichzeitig der jetzigen Welt in Erinnerung zu bringen, welche wichtige Bedeutung diese Stadt in alter Zeit hatte. Zu diesem Zwecke möge es auch gestattet sein, bevor wir an den eigentlichen Vorwurf unseres historischen Exkurses gehen, einen raschen Ueberblick auf die alte Geschichte der Stadt zu werfen.

Judenburg ist eine uralte, schicksalsreiche Stadt, das ist bekannt. Ihre Geschichte ist viel älter, als ihr Name. Ohne Zweifel hatten hier bereits lange vor Christi Geburt die alten Keltogermanen eine größere Niederlassung, da sich der Platz von Na-

tur aus ganz ausnehmend hiezu eignet, insbesondere wenn es darauf ankömmt, ihn fest, sicher und vertheidigungsfähig zu machen.

Wie ein Vorgebirge in das Meer hinein, so ragt hier ein ziemlich hoher Hügel, als Ausläufer des Hochthales, in das tiefere Thal hinein und fällt fast nach allen Seiten schroff ab, auf der einen Seite von den Fluthen der Mur bespült, auf der andern durch eine schluchtartige Einsenkung, die der Weirerbach berieselt, von der waldigen Berglehne geschieden und nur in jener Richtung, wo die Landstraße von Kärnten herzieht, offen in gleicher Ebene gelegen. Doch darf man sich diese keltische Niederlassung nicht als eine abgelegene, vereinzelte Wohnstätte denken, sondern vielmehr als eine zugängliche und oft besuchte, denn sie lag an einem der vielbeschrittenen norischen Saumpfade, deren es nicht wenige schon in den ältesten Zeiten gab. Unsere Obersteiermark war nämlich schon damals nicht blos in ihren Hauptthälern, sondern auch zwischen die Bergthäler hinein zahlreich besiedelt und von einem freien, kräftigen und keineswegs unkultivirten Volke bewohnt, wovon, wenn nichts anderes, der norische Stahl Zeugniß gibt, dessen weltbekannter Ruhm schon dem Dichter Horaz Gelegenheit zu einer allgemein verständlichen poetischen Anspielung gab. —

Die erste historisch bekannte Störung des heimatlichen Friedens brachten die wilden Cimbern in unsere Gegend. Wenige Meilen von Judenburg entfernt wurden die Römer von ihnen geschlagen (bei Noreja 113 v. Chr.), aber der verwüstende Barbarenstrom rauschte alsbald weiter gegen Westen hin. Um die Freiheit und nationale Selbstständigkeit kam unser Land erst 100 Jahre später

durch Roms Ländergier und Eroberungstrieb. Es war nicht auf einen raschen Plünderungszug abgesehen, um beutebeladen auf Nimmerwiederkehr zu verschwinden, sondern es galt einer weit ausschauenden Politik zu dienen, nämlich Oberitalien mit den römischen Burgen und Ansiedelungen der Donau entlang bis Passau hinauf durch einen gesicherten Straßenzug zu verbinden. Langsam, aber unaufhaltbar drangen daher die römischen Legionen mit ihrer bekannten Zähigkeit durch unsere Alpenländer vor. Die alten Keltenpfade waren ihre sicheren Wegweiser. Der Widerstand der Bewohner, so blutig er auch war, blieb fruchtlos. Der furchtbarste Kampf fiel eben wieder von Judenburg weg kaum einen Militärmarsch weit bei Noreja vor, und als Nachwehe dieses Verzweiflungskampfes mag auch die Stätte von Judenburg der Verheerung so arg anheimgefallen sein, daß die neue römische Ansiedlung nicht wie bei anderen Orten den alten keltischen Namen latinisirt der Nachwelt überlieferte, sondern unter neuem echt lateinischen Ausdrucke montana castra (Lager am Berge) erscheint. Mit den neuen Ansiedlern erhielt unsere Stätte bald eine große Wichtigkeit; denn auf der römischen Heerstraße zogen gar bald auch die sicheren Saumthiere hin und her, beladen mit der friedlichen Last der Handelsartikel, und es gestaltete sich hier ein Hauptstapelplatz für den Transitohandel der Lateiner. Judenburg bildete den Knotenpunkt für drei vielbesuchte Handelswege, der eine führte über die Stubalpe nach Voitsberg und in das Grazerfeld zu den panonischen Weinbergen, der andere über Kraubat und Trofaiach zu dem altnorischen Erzlager des Innerberges, der dritte zweigte nicht weit von der

Stadt entfernt von der italienischen Hauptstraße ab und führte in die Silbergruben von Zeiring und von dort weiter über den Rottenmannertauern einerseits nach der nahegelegenen Salzquelle zu Hall bei Admont, anderseits zu den Salzbergwerken der Hallonen in Oesterreich und an die Donau.

Etwa drei Jahrhunderte dauerte unter dem Flügel des römischen Legionsadlers der ruhige und gedeihliche Zustand des Landes, dann brach der Sturm der Völkerwanderung herein und hauste ebensolang in unserer Mark in furchtbarer Weise.

Wie ein wüthender Bergstrom Bäume und Felsen mit sich fortwälzt, so hatte die Kriegswuth der Avaren die Slaven mit sich geschleppt und endlich hier abgelagert. Diesen gefiel es zwischen unseren gesegneten Bergen, und als ein Ackerbau treibendes Volk verstanden sie es, dem dankbaren Boden reiche Ernten abzulocken; aber sie blieben kaum ein Jahrhundert im ruhigen Besitze. Fortwährende Kämpfe mit den Franken auf der einen, mit den Avaren und Ungarn auf der anderen Seite rieben die Bewohner fast gänzlich auf und verheerten das Land derart, daß alle Erinnerungszeichen an die älteren Bewohner fast gänzlich verschwanden.

Von der norischen und von der slavischen Zeit blieben einige Fluß- und Berg- wenige Ortsnamen im Gedächtnisse des spärlichen Restes der Einwohner. Von der Römerperiode haben wir auch sonst nichts, als, mit Schutt und Erde bedeckt, einige umgestürzte Steindenkmale und Grabsteininschriften.

Dann wanderte in das verödete Land von Baiern

her wieder germanisches Volk und nahm es gleichsam als Hinterlassenschaft von stammverwandten Ahnen in Besitz. Um die Erbschaft der Lateiner aber, d. i. um die Handelsschaft, meldeten sich die Lombarden und ihre Geistesverwandten die Juden.

Da kamen die alten römischen Handelswege wieder zu Ehren und erlangten ihre alten Vorrechte. Wohl hatten die Stürme der Völkerwanderung die Mauern der Montana castra hinweggefegt und wenn etwa der Slave dort sich in den Ruinen eingesiedelt hatte, auch diesen Rest und selbst den Namen desselben vernichtet; aber die günstige Lage, welche die Natur gegeben hatte, konnte nicht zu Grunde gerichtet werden. Wie die Schwalben, im Frühlinge zurückgekehrt, auf derselben Stelle das Nest wieder bauen, wo ihnen das alte während der Winterszeit zerstört worden war, so baute sich der Handel beim Eintritte von Frieden und Ruhe an der alten Stätte ein neues Nest. Ein neues reges Leben beginnt, und wir dürfen uns nicht wundern, daß dieser Ort nach denjenigen seinen Namen erhält, welche zuerst in größerer Zahl sich dort festsetzen und demselben seine Bedeutung erwerben. Wenn auch der Name Judenburg bisher urkundlich erst für das Jahr 1075 vorkömmt, so ist dies nur zufälliger Weise nicht anders; denn damals erscheint es schon als ein bedeutender Ort und bestand wahrscheinlich bereits seine zwei Jahrhunderte. Wie der Name besagt, war es ursprünglich eine Burg der Juden und dieses Volk gegen die anderen Bewohner in der Ueberzahl. Wer hätte die Juden auch hindern sollen, sich an diesem bequem gelegenen Straßenknotenpunkte anzusiedeln, da sie, mit kai-

ſerlichen Schutzbriefen verſehen, es gewiß nicht verſäumt haben, ſich dem Gaugrafen von Krauwat und anderen mächtigen Landesedlen durch reichlichen Zins angenehm zu machen? Waren ja doch auch die eingewanderten Baiern ebenſo, wie die Nachkommen des eingebornen Volkes ohne den nöthigen Schachergeiſt, ohne Geldmittel und ohne auswärtige Beziehungen, um die Mäkler- und Krämerrolle mit Erfolg zu übernehmen. Hierauf aber verſtand ſich der zähe und ſchlaue Hebräer ganz vorzüglich; ſo wie er es auch nicht verſäumte ſeiner Gelegenheit wahrzunehmen, durch pfiffige Geld- und Leihgeſchäfte die Ritter und Herren, geiſtlichen und weltlichen Standes, in ſeine Hand zu bekommen. So finden wir denn in jener Zeitperiode, wo für uns die urkundlichen Quellen reichlicher zu fließen beginnen, im 14. Jahrhunderte, kleine und große Leute mit den Juden in finanziellen Verwicklungen ſtark befangen, von denen wir einige Beiſpiels halber aufführen, weil Juden von Judenburg dabei die Hauptrolle ſpielen. Da iſt Heſchel der Jude, der ſammt ſeinen Compagnons eine Forderung von 100 Mark Silbers an das Stift Admont (1329) auf 500 Mark hinaufzuſchrauben verſuchte. Der Biſchof von Lavant ſteckte in den Krallen der Juden David und Höbßel (1340 und 1343). Die Juden Haslein, Velchlein, Ysſerlin und Freudmann hingegen genießen des beſonderen Schutzes von Herzog Albrecht II. (1357); ſicherlich wußte dieſer, warum? Dem Juden Haslein ſchulden zu derſelben Zeit die Görzer Grafen Meinhard und Heinrich 1800 Mark Aglajer Pfenninge und dem Juden Hänſel das Stift Admont gar 5000 Gulden. Im 15. Jahr-

hundert macht sich Isserl der Jud von Judenburg und dann Habel und Jonas (1406), später wieder Sekhol mit seinen Gesellschaftern den Jaer, Nissin, Leser und Lampl von Graz und dem Muschl von Voitsberg, dann der Judenburger Jude Kever, Merchlein's Sohn in Geldgeschäften stark bemerkbar.

Wir wollen uns an diesen Beispielen genügen lassen, wie auch die christlichen Leute in jener Zeit nicht selten von den Juden genug bekamen. Zwar stellte sich die religiöse Abneigung nicht immer in gleicher Schroffheit heraus, doch gab es von Zeit zu Zeit größere Aufregung unter den Christen und namentlich im 14. Jahrhunderte, wo sich der jüdische Wucher und der Druck einer rücksichtslosen Geldmacht bereits allzufühlbar gemacht hatte, ergriff der sociale Neid und Haß gierig den Deckmantel der Religion, um in unzurechtfertigenden Ausschreitungen gegen Schuldige und Unschuldige auf das Greulichste zu wüthen. Auch in Judenburg hat es derartige Stürme gegeben, wenn auch nicht so gräßlich wie in anderen Ländern, aber doch arg genug, um manche jüdische Familien zur Auswanderung zu bringen, wie sich dies aus gewissen landesfürstlichen Dekreten erschließen läßt (1312 und 1371).

Von dem Reichthume, der in Judenburg angesammelt war, kann man sich am besten aus der Thatsache einen Begriff machen, daß im 15. Jahrhunderte daselbst 22 Großhändler etablirt waren, von denen ein jeder ein baares Vermögen von 100.000 Gulden besaß, außer diesen gab es noch 38 andere Kaufleute, von denen ein jeder mindestens 50.000 Gulden Vermögen ausweisen konnte. Diese Kaufleute gehörten nicht alle dem

Stamme Israels an, aber doch dürfte dies bei der Mehrzahl der Fall gewesen sein. Eine ziemlich lange Gasse, fast die ganze Nordseite der Bergeshöhe entlang, doch etwas tiefer als die eigentliche Stadt gelegen, gehörte ganz den Juden und hieß auch Judengasse („im Gehag"). Es war dies aber kein Ghetto, sondern es wohnten einzelne Juden auch auf anderen Plätzen der Stadt, so hieß z. B. das alte „Prawhauß" früher Judenhaus. Wenn aber von eigenen Judenrichtern gesprochen wird, so darf man nicht meinen, daß dies Juden gewesen seien, denn Herbard von Pfaffendorf (1308) Hans von Pfaffendorf (1405) Thomas von St. Lambrecht (1406) Melchior von Smutzer (1437) und andere, welche diese Stelle bekleideten, waren edle christliche Herren aus der Nachbarschaft oder auch zu Judenburg seßhaft. Denn so wie die Herzoge ihre Burg daselbst hatten und insbesondere herzogliche Witwen (namentlich Theodora 1233, Gertrude 1259 und Maria 1598) ihren Witwensitz dort aufzuschlagen liebten, so war Judenburg auch nicht selten der Versammlungs-, Berathungs- und Unterhaltungsort für den zahlreichen Adel der Umgegend.

Auch an Berühmtheiten geistlichen Standes fehlt es nicht. So lebte dort längere Zeit (1451) der weltbekannte Franziskaner Johann Kapistran und schrieb (1455) von seiner ärmlichen Zelle im Franziskanerkloster aus die Aufforderung an Papst Calixt III. den Kreuzzug gegen die Türken anzuregen. Die bezeichnete Zelle wurde noch im 18. Jahrhunderte in ihrem alten Zustande erhalten und als historische Merkwürdigkeit gezeigt. In eine noch viel frühere Zeitperiode fällt eine bisher noch wenig bekannte dichterische Per-

sönlichkeit, nämlich Gundacher von Judenburg (wahrscheinlich Franziskaner-Mönch), der als Klopstock's Vorgänger (500 Jahre voraus) eine Messiade dichtete, nämlich ein gereimtes Epos von „Christi Leben, Lehre, Tod und Auferstehung", (15000 Verse auf 394 Quartseiten).

Hat uns das bisher Erwähnte einige Conturen zu einer historischen Skizze unserer Stadt gegeben, so müssen wir schließlich noch einmal auf den Punkt zurückkommen, welcher derselben Bedeutung, Werth und den höchsten Glanz verleiht, auf den Handel. Stand dieser bereits vor dem 13. Jahrhunderte nach Venedig und Wien in hoher Blüthe, nach Venedig mit Eisen und anderen steierischen Natur- und Rohprodukten, nach Wien mit venetianischer Seide, Sammt, Gold, Edelsteinen, Glaswaaren u. a.; so lag doch die Bedeutung des Handelsplatzes und die Quelle seines Aufschwunges und Reichthums in den uralten schon von den ersten Babenbergern bestätigten Privilegien, daß das Eisen vom Innerberg nur bis nach Judenburg geführt werden durfte und dort verkauft werden mußte, so wie auch daß die Venediger mit ihrer Waare nicht über die Stadt hinausfahren durften, und niemand daselbst ohne Bewilligung der Bürgerschaft Handel treiben durfte. Lag in diesem Straßenzwange für eine bestimmte Waare, in dem Rechte des Vor- und Ankaufes derselben nicht nur die Macht, die Preise zu bestimmen, und die Möglichkeit sich in kurzer Zeit zu bereichern; so war in dem Rechte, daß hierorts allein die landläufige Münze eingewechselt werden konnte, noch mehr Gelegenheit geboten, ohne großes Risiko Gewinn zu ziehen. Man denke nur,

welche Waarenmassen in der Stadt aufgestapelt wurden, und welche Geldsummen diese repräsentirten, wie oft der Münzenwerth geändert wurde, und wie die Kaufleute für die italienische Waare italienisches Geld, und die Wälschen für die deutschen Produkte der deutschen Münze bedurften, ja sogar absichtlich suchten, um sie wieder auszuführen; da unsere steierische Münze, die schwarzen Pfenninge (Schinderlinge) von 1435 bis 1457 ausgenommen, stets viel besser und gewichtiger war, als die ausländische, namentlich die wälsche. Und was gab es da für verschiedene Münzsorten, die selbst bei gleichen Namen verschiedenen Werth hatten, da jedes Land und sogar manche Stadt ihre eigene Münze hatte. Um nur z. B. von Silbermünzen und von Italien zu reden, gab es da venetianische, mantuanische, parmesanische, mailändische, savoische, genuesische, florentinische Kronen, die von 6 fl. 11 kr. bis 6 fl. 36 kr. im Werthe wechselten, dann als kleinere Münzen, die Doppelzwölfer, einfachen Zwölfer, (Pauliner, Bononier) Mozanigos, einfache Marzellen, Oetschvierer, die Bagadins, Soldins, Petäkhen, die einfachen und doppelten Libernikh u. s. w. Wenn man die vielen Münzgenerale des 16. Jahrhundertes beachtet, kann man sich erst eine Vorstellung machen, welche Sorge der Regierung die Einschleppung schlechter Münzen in das Land und die Ausschmuggelung der guten machte und wie sie fruchtlos das ganze Jahrhundert hindurch gegen die Schliche und Praktiken kämpfte, welche Händler und Geldwechsler mit der raffinirtesten Schlauheit übten, und doch waren damals schon die Juden aus dem Lande vertrie-

ben. Aber auch, abgesehen von etwaigem unredlichen Gebaren einiger, mußte das Wechselgeschäft an und für sich reichlichen Profit gewähren.

Hat man aus dem bisher Gesagten schon entnehmen können, daß ein reges, bewegtes Treiben die Straßen der Stadt belebt haben muß, so mag noch ausdrücklich erwähnt werden, daß man sich das alte Judenburg als einen zahlreich bevölkerten Ort vorstellen muß. Um nur einen Anhaltspunkt zur Beurtheilung zu geben, sollen aus einer Urkunde vom Jahre 1452 die vornehmsten Meister des Fleischhauergewerbes aufgezählt werden, nämlich: Johann Fleisacker, Michael Gerold, Heinrich Stöger, Nicolaus Fleisacker, Wolfgang Gayser, Johann Link, Kaspar und Andrä Fleisacker, und diese 8 Meister waren lange nicht alle. In einer anderen Urkunde vom J. 1491 werden als solche genannt: Christoph Emering, Andrä Aegyd Sandhaß, Thomas Hueber, Oswald Gerold, Johann Gayser, Bartholmä Schüfferl, Georg Kemmer, Rupert Fündsinger, Walther Mayer. Man berechne nun, wenn damals so viele Fleischhauermeister existiren konnten, (jetzt gibt es dort vielleicht 2 bis 3), wie viele Leute dieses Handwerkes bedürfen mußten; und doch war es zu jener Zeit schon gestattet, — entgegen dem 1302 gegebenen Privilegium, daß innerhalb einer Meile um die Stadt kein Fleischhauer oder Lederer, der nicht ein Judenburger Bürger war, das Handwerk betreiben solle, — daß von Martini bis zum Fasching am Samstage Jedermann Fleisch und Brot zum Kleinverkaufe in die Stadt bringen durfte.

Wir finden also Judenburg im 15. Jahrhunderte als reichbevölkerte, von Bürgern, Kaufleu-

ten, Großhändlern, Geldwechslern, Edelleuten, von Juden und Christen bewohnte, besuchte und geehrte Stadt.

Wo viel Licht ist, da fehlt es aber auch nicht an Schatten, und wo der Reichthum sich stolz erhebt und breit macht, fehlt es auch nicht an dem berechtigten Jammer der Armuth. Ohne Zweifel haben die israelitische Humanität, die anerkannt keinen ihrer Leute verkommen läßt, und die christliche Nächstenliebe das ihrige gethan, das schwere Los der Dürftigen und Erwerbsunfähigen zu erleichtern; denn es lag ja in dem Geiste jener Zeit, die Nächstenliebe thatkräftig zu üben, so daß sie nicht bloß vorübergehend einen lichten Strahl in die dunklen Schlupfwinkel des Elendes zu werfen, sondern daß sie dem herben Lose die Spitze dauernd abzubrechen suchte. Als das beste Mittel hierzu erschien dem Wohlhabenden die Gründung und Stiftung von Hospitälern, d. i. von Armenhäusern und von Lazarethen. Der Segen solcher Stiftungen aus dem 12., 13. und 14. Jahrhunderte reicht in einigen Fällen bis in unsere Zeit. Der Name des Stifters erlosch, selbst von seinem Geschlechte gedenkt keiner mehr desselben, aber manche Stiftung lebt, und bietet als immer frischer Quell der niemals aussterbenden Armuth eine Hilfe und eine Zuflucht.

Von einer solchen echtchristlichen Stiftung und ihren Geschicken wollen wir nun auf Grund alter, bisher wenig beachteter Quellen das Nähere berichten, von der Stiftung des h. Geistspitales zu Judenburg im Jahre 1420. Ihr Gründer ist der edle, reichbegüterte Ritter Hanns Greißenegger. Ein Sohn des Bernhard Greißenegger, ein Neffe Leonhard, des Harrachers, ein Freund

des Hanns von Laun, der mit den Hanauern das Spital zu Voitsberg stiftete, und versippt mit den edelsten Geschlechtern des Landes, stand er als Kammermeister Herzogs Ernst von Oesterreich bei demselben in hohem Ansehen.

Die weitläufige Burg Eppenstein in der Nähe von Judenburg war nach dem Tode des letzten Eppensteiners (1090) dem Landesfürsten anheimgefallen, bald als Pfand, bald als Belohnung an verschiedene Große des Landes übergegangen und damals im Besitze des von Greißenegg. Dort wohnte er mit seinem jüngeren Sohne Andreas, seinen Erstgeborenen Tibolt hatte er leider vor sich in das Grab sinken gesehen.

Der vorzeitige Tod dieses hatte ihn der Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnt, und den Gedanken an das eigene Lebensende und was darauf folgt, in der Seele wachgerufen. Es ist dies eine charakteristische Erscheinung jener vergangenen Periode, welche man die der Stiftung von Kirchen, Klöstern und Spitälern nennen könnte, daß man das eigene, der Familie und des ganzen Geschlechtes Seelenheil mit Ernst erwog, und zu dem Zwecke, daß die Seele nach ihrem Abscheiden der göttlichen Barmherzigkeit würdig erscheine, ganz besonders und eigens ein gutes Werk that, und vor allem, daß man für einen jährlichen Gedächtnißtag mit Gebeten und Meßopfer sichere Voranstalt traf.

Diese fromme Sinnesweise führte auch den Greißenegger (1420) zur Gründung des Spitales, aus dessen Stiftungsurkunde (Eppenstein am St. Jakobstage 1425) wir jene Worte folgen lassen, die geeignet sind, über den Geist des Stifters und seine Absichten Aufschluß zu geben:

„Ich Hanns der Greißenegger bekenne für mich und alle meine Erben und offenbare zu einer ewigen Gedächtnuß allen glaubhaftigen Leuten der Mutter der heil. Christenheit (d. h. den Gläubigen der christl. Kirche), denen der gegenwärtige Brief vorkommt, daß das Licht der ewigen Ehren, das mit einer ansehnlichen Klarheit die Welt erleuchtet, dann in den Herzen der Gläubigen göttliche Begierden mit williger Gunst entzündet, wann ihre demüthige Einfalt mit dem Gebete und der Gütigkeit der Heiligen gesteuert wird, (d. h. wenn ihnen die Fürbitte der Heiligen zu Hilfe kömmt.) So liest man auch in den Geschriften (h. Schrift) daß nicht die Stätte den Menschen, sondern der Mensch die Stätte mit seinen guten Werken zu heiligen pflegt. Daher wir uns sollen erzeigen willig und gütig zu geistlichen Stätten und Stiften, indem wir den Gottesdienst und die Ehre des allmächtigen Heilandes mehren. Und ich habe sonderlichen bedacht, daß der Menschen Tage kurz sind auf Erden, und daß nichts gewisser ist, denn der Tod, und nichts ungewisser, als die Zeit des Todes, und daß solche Krankheit ist der Welt, was heute im Wesen ist, morgen fürwahr zu nichts kommen mag. Da auch nach der Lehre Gottes ungewiß ist und den Menschen unkund, wann Gottes Gewalt kommt, des Abends, zu Mitternacht oder des Morgens, weshalb uns allen geboten ist zu wachen, da ferner nach des Zwölfboten (Apostels) Satz: wir werden alle stehen vor dem Gerichte Christi und empfangen, was wir in diesem Leben gewirkt haben, bös oder gut, weshalb wir uns vorhin bereiten sollen mit Werken der Barmherzigkeit und um der Ewigkeit willen säen auf die Erde, daß wir mit mannig-

faltiger Frucht gesaamen (ernten) mögen in den Himmeln, wann wir gänzlich in Gott hoffen, wer im Segen gute Werke thut, der empfaht das ewige Leben: also bin ich von solchen heiligen Betrachtungen wegen entschlossen, ein neues Spital von Grund auf zu bauen und zu stiften" u. s. w.

Ist dieses naive Bekenntniß des gewaltigen Ritters nicht rührend und ergreifend? Es enthält den Grundgedanken der christkatholischen Lebensanschauung, daß die flüchtigen Erdentage nur durch den Hinblick auf die Ewigkeit und auf den gerechten Richter Werth und Ziel erhalten. So macht er denn getrosten Herzens die Stiftung des h. Geistspitales „zu Lob und Ehren des heil. Christ und der heil. Schiedung (Christi Tod) und zu Ehren der hochgelobten Jungfrau Maria, unserer Vögtin, durch die wir sicher zu Gott Zunahung haben." Der weitere Zweck dieser Stiftung sollte sein: „allen Sündern zu Ablaß der Sünden" und endlich „zum Seelenheile aller seiner Vorvordern und ihm selbst zu Hilf und Trost."

Zunächst fällt auf, da doch das Spital zu Ehren Jesu Christi und Mariä geweiht wurde, wie es den Namen h. Geistspital erhalten konnte. Diese Bezeichnung war für Spitäler sehr beliebt und findet sich oft, z. B. zu Wien (1211) zu Grätz (dieses bestand bereits vor 1320), zu Voitsberg (1444) und an anderen Orten. Sie schreibt sich von dem uralten h. Geistspital zu Rom her, das Papst Innocenz III. (1198 gewählt) neu erbaute und so vergrößerte, daß dessen Großartigkeit noch heutzutage weltberühmt ist. Dort aber hatte man die Bezeichnung und Widmung aus der christlichen Anschauung genommen, daß der heil.

Geist es ist, der dem Menschen den Geist der Liebe und Barmherzigkeit einhaucht.

Wenn wir die Stiftung näher ansehen, so finden wir, daß sie verschiedene Seiten und Zwecke hat, nämlich zuerst die Unterkunft und Verpflegung armer Leute, dann die Stiftung eines jährlichen Gottesdienstes, wofür nach der Sitte der Zeit ein eigener Priester zu bestellen kam, endlich noch die Erbauung einer eigenen Kapelle für diesen Gottesdienst, in welcher Kapelle auch das Begräbniß des Stifters und seiner Nachkommen errichtet werden sollte.

Für alle diese Zwecke mußten die Geldmittel beschaffen und gesichert werden. Was vorerst den Ort des Spitales betrifft, war Greißenegger mit dem Judenburger Bürger Peter Parch und seiner Ehewirthin Magdalena im Jahre 1420 in Unterhandlung getreten. Diese traten ihr Haus, Steyrhof geheißen, in dem „Gehag" zu Judenburg, wozu noch ein Baumgarten und ein anderes Haus gehörte, gegen dem ab, daß ihm Greißenegger hiefür drei Theile eines Hauses, welches derselbe in der „Purch" zu Judenburg besaß, zur Bewohnung und vollen Nutznießung auf Lebenszeit überließ. Nach Abschluß dieses Vertrages wurde der Bau des Spitales und der Kapelle alsogleich begonnen, und da er 1425 vollendet war, wurde der Stiftsbrief verfertigt und es trat die Stiftung in's Leben. Peter Parch segnete bald darauf das Zeitliche und die kinderlose Witwe vermachte (1429) ihr Vermögen dem Landesfürsten.

In Beziehung auf die Bewohner des Spitales bestimmte der Stiftsbrief: „Es sollten sechs arme Edelsmensch (Adelige) Mann und Frauen sein,

die in dem oberen Theil des Spitales ihre Wohnung haben, und sechs gemeine arme Menschen, Mann und Frauen, die in dem unteren Theil sollen stätiglich sein, die alle vor Krankheit ihres Leibes ihr Nahrung mit Diensten (hier ist edelmännischer Dienst gemeint), oder Arbeit nicht zu gewinnen mögen (vermögen). Diese sollen auch lauterleich (lediglich) um der Liebe und um Gotteswillen aufgenommen werden." — Es wird daher auch ausdrücklich bemerkt, daß weder die Erben noch der Spitalmeister um der Aufnahme willen eine „Muethe oder Schenkung" annehmen dürfen. Auch sollte es niemanden gestattet sein, eine Pfründe in demselben zu verkaufen, oder durch Kauf oder Tausch zu erwerben.

Was die Speisung betrifft, wurde angeordnet, daß die adeligen Personen täglich haben sollten „des Morgens zwei Essen von Fleisch und ein Gemüse und des Abends zwei Gemüse und ein Essen von Fleisch und jede allemal ein Viertl Wein auf einen Salzburger Viertl, das da heißt ein Maßl. Den gemeinen armen Leuten unten im Spital soll man auch alle Morgen geben ein Essen von Fleisch und ein Gemüse und zu Abend zwei Gemüse und jedem des Tages ein Maßl Wein und des Nachts ein Maßl Bier und zwischen den Mahlzeiten Käse und Brot."

Wenn aber einer von den armen Leuten stürbe, oder sonst ein Platz frei würde, so soll gleich innerhalb der nächsten vier Wochen ein anderer aufgenommen werden, damit die Zahl zwölf immer voll bleibe.

Die Bestätigung der Stiftung durch Erzherzog Ernst fand noch in demselben Jahre statt, als aber der Greißenegger noch weiter bat „das

Spital mit etwas Gnade und Freiheiten zu begnadigen und zu versichern", fand sich der Erzherzog auch hiezu gerne bereit. Die hochherzige Antwort lautete: „Da es unserer fürstlichen Würdigkeit wohlgeziemt und zugehört, zu erhören allezeit gnädiglich ihrer Getreuen redliches und gerechtes Bitten um alle ehrbaren Sachen und sonderlich solche, die Gott berühren, und da wir auch billig trachten und sehen sollen, mit der Hilfe Gottes, so viel wir vermögen, nach solchen Wegen, die uns Heil und Seligkeit bringen, da unser Gedächtniß mit scheinigem Lob, beides, vor Gott und den Menschen nicht bleiben kann, außer wenn wir alle zergängliche Habe verwandeln in immerwährendes und ewiges Lob, was doch nicht anders geschehen mag, als mit solchen guten Werken, durch die Gottes Ehre und unser Heil gemehrt wird hier auf Erden, und davon wir auch Gottes Anblick fröhlich beschauen werden nach diesem zergänglichen Leben und wir dadurch mit Andacht erweckt und geweiset sind, daß wir andächtiglich und mit ganzem Fleiße unserer Vernunft um Gott und um aller unserer Vorvordern Gedächtniß und um unseres Seelenheiles willen dem besagten Spitale Gnaden und Freiheiten geben wollen."

Diese Freiheiten waren: Der Grund, worauf das Spital erbaut wurde, sollte von allen Steuern, Diensten und anderen Forderungen frei sein, dazu gehörte auch „die gefürstete Freiheit um alle Erbsachen." Ferner wurden befreit alle Güter, die zum Spitale gestiftet waren oder würden. Nur in dem Falle, wenn dasselbe durch Feuersbrunst, Theuerung, Krieg oder andere Noth zu Schaden käme, dann könnte auf die dazu gehörigen Unter-

thanen eine „bescheidenliche Steuer gelegt werden, jedoch so, daß sie den Leuten nicht zum Verderben diene und zu nichts anderem, als zum Besten des Spitales verwendet werde.“

Als eine besondere Gnade wurde bewilligt, daß für den Bedarf des Spitales „ewiglich“ sechs Fuder Wein, er mag über den Semmering eingeführt, oder im Lande eingekauft werden, so wie 300 „Vierling Traydt“ mauth- und zollfrei zugeführt werden dürften, insofern alles zu Speise und Trank für die armen Leute verwendet würde. Dieses Privilegium bestätigte nachmals (1454) Kaiser Friedrich IV. dem Sohne des Stifters, seinem Kämmerer und Pfleger zu Klamm am Semmering, Andreas Greißenegger, und gewährte noch dazu die Begünstigung, wenn kein Getreide zugeführt würde, statt dessen die Einfuhr von 100 Saum Most, oder Wein mauthfrei zu lassen.

Um sich hievon richtige Vorstellungen zu machen, dürfte es nicht überflüssig sein, einiges zur Erklärung beizufügen. Unter Saum (provinziell „Samb“) versteht man die Last, die ein Pferd, oder Maulthier auf seinem Rücken trägt. Diese Art von Waarentransport, welche noch hie und da in den hohen Gebirgspässen der Centralalpen üblich ist, war durch die Steilheit der Straßen und durch den schlechten Zustand derselben nothwendig. Hiedurch wurde aber auch der „Saum“ zu einem bestimmten Maße und galt als der vierte Theil eines Fuders, oder einer Wagenlast, welche wieder im Durchschnitte auf 12 Zentner gerechnet wurde. So ist also ein Saum soviel als 3 Zentner bei trockenen Waaren, bei Flüssigkeiten jedoch 2½ Eimer. Da nun z. B. in Schottwien im Jahre 1545 die Mauth oder der Zoll für ein Faß, d. i.

Startin ordinären Landweines mit 7 Schillingen Pfenninge bezahlt wurde, für den wälschen Wein (Rainfl, Malvasier) gar mit 2 fl. (1572 mit 8 fl.), so ist nun leicht zu berechnen, was für ein Auslagenersparniß eine solche Mauthfreiheit gewährte.

(Nebenbei dürfte es nicht uninteressant sein zu hören, daß man am Semmering einen Saum „Lemoni, Pomeranzen, Margranäpfel, Khösten" mit 17 Kreuzern, einen Saum „Schwebel" (Schwefel) ebenso hoch vermauthete, während für einen Saum „Höffen" (Töpfe) ein „Hafen" in Natura, von einem „bohemischen Wagen mit Glas" 30 Kreuzer, ebensoviel für eine „Venedigische Glastruhen" — ein Gulden für ein „Faß Bücher" eingehoben wurde. Ein „geundter" (gehender) Jude mußte 2, ein reittundter 4 Pfenninge zahlen.)

Wir kehren zu unserer Stiftung zurück. Jede solche hatte einen Lehensherrn, oder Vogt. Bei dem h. Geistspitale behielt sich der Stifter diese Vogtei für sich und seine Erben „die seines Namens und Wappens wären", bevor. Würde jedoch dieses Geschlecht aussterben, so sollte dieselbe an den Erzherzog und dessen Erben übergehen. Das Recht des Vogtes bestand darin, daß ohne seiner Beistimmung weder ein Armer aufgenommen, noch entlassen werden durfte, ebenso hieng auch die Verleihung der geistlichen Pfründe von dem Gutdünken des Lehensherrn ab.

Wie sehr dem Erzherzoge an dem Gedeihen dieser Stiftung lag, läßt sich daraus ermessen, daß er 1421 selbst etwas zur Verbesserung derselben hinzufügte, indem er — nach seinem eigenen Bekenntnisse — „Gott dem Allmächtigen zu Lob, den armen Leuten im Spital zur Beihilfe und seiner Vorvordern seligen Gedächtnisses,

seiner und seiner Nachkommen Seelen zu Trost und Heil" dem Spitale die Abgabe schenkte, welchen die Judenburger Fleischhauer dem jeweiligen Landesfürsten jährlich am St. Martinstage zu leisten hatten. Diese bestand in 2 Ochsen, die 6 Pfund-Pfenninge werth sein sollten, oder statt derselben im Geldwerthe derselben. Hiefür bedingte sich jedoch der Erzherzog die Abhaltung eines jährlichen Gottesdienstes für alle Zeiten aus, wovon später die Rede sein wird.

Wir kommen nun zur geistlichen Stiftung des Greißenegger's. Daß zu dem Spitale auch eine Kapelle erbaut wurde, haben wir erwähnt. Diese sollte ihren eigenen Kaplan haben, der kein anderes Beneficium übernehmen, keine andere Kirche besorgen dürfte. In Betreff desselben bestimmte der Stiftsbrief, er solle „ein frommer Laien-Priester sein und alle Tage zur rechten Zeit eine Messe lesen ohne Abgang und sollte nicht mehr feiern in der Woche ohne Eehafft Nöthen (ohne wesentliche Ursache), dann einen Tag. Er soll auch mit einem eigenen Hause nahend bei denselbigen Spitale fürgesehen werden, darin er seine Wohnung Tag und Nacht für sich selber haben soll. Er soll auch das Sakrament und das h. Oel in demselbigen Spital stetiglich haben, damit er die armen Leute darin beruhet und mit der Beicht und zu der Gräbnuß und andern Sachen, so dazu gehört, gegenwärtig sei und sonst anderen Niemanden. Er soll auch den armen Leuten den Weihbrunnen und die Speisen am Ostertag weichen (weihen); aber zu taufen oder andere pfarrliche Rechte hat er auf keinerlei Weise zu üben."

Der Kaplan hatte aber mit dem Einkommen des Spitales nichts zu thun, indem der Spital-

meister dieses zu verwalten hatte und ihm aus demselben jährlich 20 Pfund Pfenninge Gehalt, d. i. alle Quatember 5 Pfund im vorhinein auszubezahlen verpflichtet war. Wenn aber der Kaplan nicht täglich eine Messe hielte, ausgenommen einen Tag in der Woche, sollte er, so oft er eine Messe versäumen würde, ein Pfund Wachs in das Spital als Pönale abgeben und zwar ohne Widerrede binnen acht Tagen.

Durch die Stiftung einer Kapelle mit einem Priester entgiengen der Pfarrei jedoch einige Gerechtsamkeiten über ihre Pfarrkinder, daher der Pfarrer, es war dies damals Johann Prudentius, in besonderer Weise entschädigt werden mußte. Als Ersatz („Widerlage") derselben überwies ihm der Stifter die Giebigkeiten eines Hofes in Pfaffendorf bei Maria Buch, wodurch der Pfarrkirche zu St. Nikolai eine jährliche Rente von 4 Pfund Pfenningen zuwuchs. Desgleichen wurde bestimmt, daß das ganze Opfer, welches über 3 Pfenninge in der Kapelle eingieng, dem Pfarrer gehörte, und daß der Kaplan ohne Erlaubniß des Pfarherrn keine Messe, sei es Seelen-, Votiv- oder ein anderes Amt, daselbst singen dürfe. Gesungene Messen blieben also das Vorrecht der Nikolaikirche. (Dieser Vertrag geschah unter der Zeugenschaft des Judenburger Stadtrichters Jobst Paimann.)

Aber ein Amt durfte der Kaplan doch in seiner Kapelle singen, nämlich dasjenige, welches sich Erzherzog Ernst für die Uebergabe der zwei Ochsen für jedes Jahr ausbedungen hatte. Am Vorabende des St. Bartholomäustages, der unser Zwölfbote ist — wie es in der Schenkungsurkunde heißt — soll Abends eine ganze Vigil

mit den 9 (langen) Lectionen und den Laudes, Morgens ein Seelenamt gesungen werden und unter dem Seelenamte soll „ein Verkünden und Gedächtniß, wie gewöhnlich, der Vorvordern und Nachkommen“ stattfinden. Wenn es nicht geschehen würde, sollte der „Dienst mit den zwei Ochsen“ so lange unterbleiben, bis die Messe gesungen worden ist. (Stiftungsbrief vom J. 1421.)

Es ist auch zu erwähnen, daß die Spitalskapelle drei Altäre, einen eigenen Friedhof für die Spitalspfründner und eine Gruft für die Familie des Stifters hatte.

Schon im Jahre 1427 mußte diese die irdische Hülle des Stifters aufnehmen. Kurz vorher war auch Erzherzog Ernst aus dem Leben geschieden. So hatte denn der erste Kaplan Hanns Mühlbach hinlänglichen Anlaß, den heiligen Pflichten seiner Pfründe nach jeder Richtung nachzukommen. Mühlbach war der Sohn eines vermöglichen Bürgers zu Judenburg und konnte daher auch als Wohlthäter seines Benefiziums auftreten. Als er nämlich sah, daß ein Kaplan mit den stiftungsmäßigen 20 Pfund Pfennigen nicht leben könnte, „da die Zeiten täglich schwerer wurden“, so wußte er seinen Vater Stefan dahin zu bestimmen, daß dieser zur Besserung der Stiftung 12 Pfund jährlich schenkte. Dieser übergab hiezu sein Haus und Hof sammt Zugehör in Judenburg aber mit der Bedingung, daß für ihn und seine Familie ein kirchlicher Jahrtag mit Vigil und Umgang um das Grab unter dem Gesange des „Placebo“ gehalten, dann ein Seelenamt gesungen, zwei Seelenmessen gelesen, endlich ein Lobamt gesungen und ein Gräberumgang mit 6 Priestern gehalten werde. Dafür wurde dem Pfarrer, seinem Gesell-

priester und dem Schulmeister ein halb Pfund Pfenninge und jedem der 4 Priester 12 Pfenninge zugesprochen. Außerdem sollte an diesem Jahrestage einem frommen und wohlgelehrten Priester ein halbes Pfund Pfenninge gegeben werden, damit er für die Seele des Vaters und der Vorvordern 30 Messen spreche (es entfielen also für jede Messe 4 Pfenninge als Stipendium); von den Spitalleuten aber sollte jeder an diesem Tage mit 3 Pfenningen betheilt werden.

Das nächste wichtige Ereigniß für das h. Geistspital fällt in das Jahr 1430, wo Papst Martin V. ein Breve zum Besten desselben erließ. Von dem Wunsche getragen — heißt es in demselben — daß diese Kapelle mit geziemenden Ehren besucht werde und daß das Spital selbst, welches dem Vernehmen nach in seinen Baulichkeiten sehr herabgekommen (deformatum) sei, ausgebessert und erhalten werde, und damit die Gläubigen desto lieber zur Andacht dort zusammenkommen und sowohl zur Erhaltung und Restaurirung des Spitales und der Kapelle und zur Anschaffung von Meßkelchen und anderen kirchlichen Dingen beisteuern, ferner, damit sie aus ihren wohlthätigen Gaben ein desto größeres Seelenheil zu erhalten hoffen; so wurde allen denjenigen, welche nach Empfang des h. Bußsakramentes an dem Festtage des Patrones der Kapelle und zu Mariä Geburt und die ganze Octave hindurch die Kirche andächtig besuchen und für den obgenannten Zweck eine Opfergabe bringen, ein Ablaß von zwei Jahren und 40 Tagen gewährt.

Aus dieser Angabe mögen auch diejenigen, welche von dem Wesen des Ablasses nichts ver-

stehen, sich unterrichten, daß die Kirche jederzeit als erste Bedingung für den Nachlaß der zeitlichen Strafen wahre Reue, Bußfertigkeit und den Empfang der heil. Sakramente verlangte.

Die Bestätigung der Stiftung durch den Metropolitan Erzbischof von Salzburg Eberhard erfolgte erst 1438.

In den ruhigen Fortgang der Stiftung und das ungetrübte Leben der Spitalsbewohner, zumal derer aus dem Adel, brachte das Jahr 1468 eine gewaltige Aufregung. Andreas Greißenegger, der Sohn des Stifters, ihr Lehensherr war mit seinem Landesherrn dem Kaiser Friedrich IV. in argen Zwiespalt gekommen, und wenn er auch kein Genosse Baumkirchers im Aufstande gewesen war (was Professor Dr. Krones im 17. Hefte der Mittheilungen des hist. Vereines für Steiermark gründlich darthut), so scheint er doch auf eigene Faust den Rebellen gegen den Kaiser gespielt zu haben, da er 1469 aller seiner Güter verlustig erklärt wurde und der Kaiser davon einzog, was er nur immer habhaft werden konnte.

Zu eben dieser Zeit versammelte sich auch ein großer Theil steierischer Landstände innerhalb fünf Monaten zweimal zu Judenburg, um den argen Zuständen, welche Baumkircher's Aufruhr im Lande geschaffen hatte, mit Ernst und Aufbietung einer gewaffneten Macht zu begegnen. Der Landsturm wurde im ganzen Obersteier aufgeboten, Befestigungsbauten anbefohlen und eine strenge Polizeiordnung vorgeschrieben. Unter den Unterzeichnern des Versammlungsprotokolles und des Gelöbnisses „den römischen Kaiser als landtsffürsten zu ern, auch lanndt vnd leut ze befriden“ befand sich auch der Greißenegger. Was aber später von ihm geplan;

oder geschehen sein mag, ist unbekannt, um so unerklärlicher steht nun die Thatsache da, daß derselbe, in das tragische Geschick des Baumkircher's verflochten, mit ihm die Todesart und Todesstunde theilen mußte. Am St. Georgsabende 1471 wurde ihm zwischen den beiden Murthoren zu Graz das Haupt abgeschlagen und sein Leichnam bei der angrenzenden Minoriten (nun Franziskaner) Kirche beerdigt. So wurde denn bereits der zweite Lehensherr nicht mehr in das gestiftete Erbbegräbniß zur ewigen Ruhe bestattet. Das Vogteirecht gieng an den Landesherrn vermöge der Konfiskation der Güter über, für das Spital wurde ein kaiserlicher Verweser des Schafferamtes bestellt, (1491 Ulrich Weiß) und die Stiftung blieb bis 1500, wo Kaiser Maximilian II. den Sohn des Andreas, Adrian, begnadigte und ihm dieselbe mit einem Theile der Familiengüter zurückstellte, im Besitze der Regierung.

Wir kommen nun zu jener Sturm- und Drangperiode des 16. Jahrsundertes, in welcher das kirchliche Wesen und Leben in der Steiermark durch mehr als ein halbes Jahrhundert hin aus dem alten Geleise gebracht wurde. Der volle Bruch mit der vorausgegangenen Geschichte wurde insbesondere auch für die religiösen Stiftungen verhängnißvoll. Auch das h. Geistspital sollte dies zu seinem Schaden erfahren.

Es ist merkwürdig, daß es in unserem Lande kaum ein Menschenalter brauchte, um das Lutherthum bei allen Ständen einzuführen und so wirksam zu machen, daß es fast alles katholische Leben verdrängte. Freilich war der Boden hiezu fast ein Jahrhundert im voraus zubereitet worden. Die unglücklichen Zustände und Wirren am geisti-

gen Mittelpunkte der Kirche zu Rom, deren Kunde nach und nach, und noch dazu durch die gröbsten Fabeln entstellt, in alle Länder drang und zur Herabminderung der Achtung führte, die Nachwehen des zerfallenen Ritterthums im Lande selbst, von dessen Geiste die Kirchenobern zu sehr erfüllt, ihrem geistlichen Berufe fremd geworden waren, die Wegwerfung der hohen kirchlichen Aemter an unberufene Männer weltlichen Sinnes und Treibens zog die Depravation des Klerus nach sich, der, weltlichen Genüssen ergeben, seiner geistlichen Pflichten als Lehrer und als Tugendbeispiel ganz vergaß.

So waren denn alle Stände kirchlich unwissend und ungebildet, geistig träge, leiblich Schlemmer. Viel war von einer Reformation an Haupt und Gliedern gesprochen worden. Sie kam, aber von anderer Seite; sie änderte die Lehre, aber nicht die Sitten. Noch wäre der Verlust des alten Glaubens nicht so rasch vor sich gegangen, wenn nicht wie ein hungeriger Heuschreckenschwarm eine Menge brotloser Magister und Prediger aus dem Auslande über die gesegneten Gefilde Oesterreichs hereingebrochen wäre.

In der Steiermark war es gar gut sein, und mit gewohnter Unverschämtheit nisteten sie sich bald überall im Lande ein, insbesondere da sie vom Adel protegirt wurden, der ihre Bekanntschaft auf dem lustigen Boden der Universitäten Deutschlands gemacht hatte. Heiratsüchtige Priester und aus Klöstern entsprungene Mönche schloßen sich der Bewegung freudig an, und bevor noch Bürger und Bauer recht wußten, um was es sich eigentlich handelte, waren dieselben mit den Schlagwörtern „reine Lehre, Wort Gottes, Communion

unter beiderlei Gestalten, Rechtfertigung durch den Glauben, papistische Abgötterei" in eine andere Glaubensmeinung hineingedrängt worden und niemand da, der sich so recht mit Ernst und Kraft der alten kirchlichen Lehre angenommen hätte. Als dies endlich unter Karl II. geschah, war schon eine neue Generation vorhanden, die von Kindheit auf zur neuen Lehre gehörte. und derselben um so standhafter anhieng, weil ihre Prediger, ihre Ortsvorstände, am einflußreichsten aber ihre Lehens- und Grundherren ihr zur Stütze dienten, und wo es Widerstand galt, dazu ermunterten.

Natürlicher Weise war Judenburg nicht die letzte der Städte Steiermarks, in welcher die evangelische Lehre Anhänger fand. Schon im Jahre 1543 hatte sich dieselbe dort festgesetzt, was aus einer „Kriegsordnung" der Stadtbehörde hervorgeht, zufolge welcher wegen der drohenden Kriegsgefahr mit dem Pfarrer Verhandlung zu zu pflegen sei, daß er jede Woche „eine Predigt thue und das Volk ermahne, mit Gebet, schönem Gesang und Psalm zu Gott zu rufen." Noch war es der katholische Pfarrer, an den man das Ansinnen stellte, nach protestantischer Liturgie den Gottesdienst abzuhalten, und wir wissen nicht, wie er sich dieser Anforderung gegenüber verhielt; aber 1574 finden wir schon den gewesenen Pfarrer von Fürstenfeld Thomas Milius als Predikanten des Viertels (Kreises) Judenburg alldort bestellt und von der Landschaft mit 50 fl., später mit 100, dann 200 fl. jährlich subventionirt. 1578 wird, wiewohl die Stadt landesfürstlich ist, auch für Judenburg die Bewilligung freier Religionsübung dem Erzherzoge Karl II. auf dem

berühmten Bruckerlandtage abgerungen. Nachdem Milius bisher auf seine Rechnung außer der Predigt auch Schule gehalten hatte, erlangt er 1779 in der Person des Lorenz Aumayer einen Diakon und Schulhalter, der von den Ständen mit 100 fl. besoldet wird. Milius starb 1581, sein Nachfolger wurde der als griechischer Gelehrte bezeichnete Grazer Stiftsprofessor Magister Christoph Frey, (aus Passau gebürtig) der sich dort durch eine am St. Nikolaifeste gehaltene Schmähpredigt unmöglich gemacht hatte. Derselbe berichtete der Landschaft, daß er 1582 in der Fastenzeit 2522 Communicanten gehabt habe, also bereits eine zahlreiche Gemeinde zählte. Bald reichen die beiden Prediger nicht mehr aus, denn wir sehen, daß auch Nikolaus Vittorf, der Schloßprediger zu Reifenstein, in Judenburg ab und zugeht, um dort im Worte Gottes auszuhelfen.

Nach dem Tode des Christof Frey wird Magister Friedrich Latomus (1588) Pastor in unserer Stadt, nachdem er früher Feldprediger in Kreuz und hierauf Prediger an der Stiftskirche zu Graz gewesen war. Die Pfründe (auf 300 fl. landsch. Besoldung erhöht) ist bereits eine der besten in der Steiermark. Während von andern Orten fort und fort Bittgesuche um Gehaltserhöhung oder Unterstützungen bei der Landschaft einlaufen, wissen wir über Latomus, daß er 1592 Geld genug hatte, um sich ein Haus in Judenburg, in der Judengasse gelegen, von Wolf Paradeiser zu Neuhaus anzukaufen. Einer eigenen Kirche hatten sich die Evangelischen schon vor längerer Zeit ohne viele Umstände bemächtigt, nämlich der St. Martinstiftskapelle. Diese stand auf dem schönen Platze vor dem jetzigen

k. k. Bezirksamtsgebäude, es ist aber von ihr seit vielen Jahren keine Spur mehr zu sehen. Eben deshalb wird es passend sein, was uns über diese verschwundene und längst vergessene Kapelle bekannt ist, hier einzufügen. Wulfing Lobinger, Pfarrer in Lobming, später in Judenburg war 1388 der Gründer einer christlichen Bruderschaft unter dem Patronate und Namen des heil. Martin, deren Zweck nebst Gebetsvereinigung zum Troste ihrer Seelen die Pflege der Armen, namentlich der frommen Pilger in das h. Land war. Diese Bruderschaft, thatsächlich noch über den Ruinen der durch eine Feuersbrunst (1383) gänzlich verheerten Stadt errichtet, fand nach dem im Judenburger Stadtpfarrarchive noch vorhandenen Namensverzeichnisse und Urbar große Theilnahme bei den angesehensten Männern des Adels und der Geistlichkeit in der ganzen Nachbarschaft, sie hatte ihren eigenen Kaplan, reichliches Einkommen und erbaute sich die genannte Kapelle für ihre gottesdienstlichen Zwecke. Als im Jahre 1480 wegen des mörderischen Einfalles der Türken ein panischer Schrecken ganz Steiermark ergriffen hatte, und die Clarisserinnen aus ihrem Kloster im Paradeis, das unbeschützt außerhalb der Befestigungsmauern lag, in die Stadt geflüchtet waren, wies ihnen Friedrich IV. die Martinikapelle als zeitweilige Kirche und „seine Burg", Haus, Thurm und Garten bei der genannten Kirche „im Winkel an der Stadtmauer" gelegen (jetzt das Wößische Haus) zur Wohnung an, mit der Erlaubniß, ganz dort zu bleiben, wenn es ihnen so gefiele. Allein diese zogen bei gesicherten Zeitläuften wieder in ihr Paradeis und die Kapelle kam wieder in den Besitz der Bru=

derschaft, bis diese (nach 1545) durch die Ausbreitung des Lutherthums aus Mangel an Mitgliedern erstickte. Die herrenlose Kapelle wurde lutherisch gemacht, die zerrüttete Pfründe wegen Steuerrückständen von der Landschaft gepfändet und 1596 ohne weitere Umstände eingezogen. Nach der katholischen Reformation der Stadt (1600) wurde zwar die Kapelle und was etwa von Einkünften wieder flüssig gemacht werden konnte, in die Hände der Katholiken gegeben, aber die alte Bedeutung konnte nicht mehr erlangt werden. In Folge der josephinischen Reformen gieng der spärliche Rest des Vermögens derselben an das Armeninstitut über, welches das Gebäude in ein Theater umwandelte. In dieser sonderbaren Metamorphose traf es der furchtbare Stadtbrand 1807 und zerstörte es derart, daß man, statt an den Wiederaufbau zu gehen, es vorzog, die Ruine wegzuräumen und den Platz zu ebnen.

Wir kehren zur Reihe der lutherischen Prediger, oder vielmehr Pastoren, zurück, denn so nannten sich dieselben wegen der Vornehmheit der Pfründe und weil sie als Prediger des ganzen Viertels Judenburg eine Art Superintendur ausübten. Dem altersschwachen Latomus wurde im Jahre 1594 in der Person des Simon Sangerusius ein Stellvertreter gegeben, bis man ihn 1597 ganz pensionirte, (er starb 1598) und den Magister Sebastian Friesenegger zum Pastor machte. Auch Sangerusius hatte die Mittel sich 1594 in Judenburg ein Haus von der Frau Anna von Stubenberg zu kaufen, wenn nicht etwa hier, wie es zuweilen vorkam, ein Kauf nur zum Scheine, eigentlich aber eine Schenkung vor sich gieng. Diese Dame, eine geb.

Trautmannsdorf, war nämlich eine große Gönnerin des evangelischen Kirchenwesens und legirte eben in demselben Jahre an die Stiftsschule zu Graz 1000 fl. zur Gründung eines theologischen Stipendiums, welches auf ihre Präsentation nachmals (1600) an Herrn Polykarp, einem Sohne des hochgelehrten Edlen Dr. Georg Stürgkh verliehen wurde.

Auch Friesenegger, von Deutsch-Landsberg gebürtig, hatte ein ähnliches Stipendium (60 fl. jährlich) von der steierischen Landschaft genossen und mit demselben drei Jahre zu Jena unter der Verpflichtung studirt, nach Vollendung der Studien seine Dienste dem Lande zu widmen. Er war dann nach seiner Ordination 1592 zur zeitweiligen Supplirung eines Präceptors an der Stiftsschule zu Graz verwendet und 1594 nach Sauerbrunn bei Judenburg als Prediger geschickt worden. In Judenburg blieb er bis zu seiner Ausweisung im Jahre 1599. Außer diesen waren noch in unserer Stadt als Prediger verwendet gewesen: Georg Pichlmayer 1589, Sigmund Liertzer, der daselbst 1597 starb, der Subdiakon Martin Gruel, welcher 1599 ausgewiesen wurde und der Schuldiener (Lehrer) Anton Schwanengel, 1589 angestellt, welcher das gleiche Los mit Gruel hatte.

Diese in Kürze gegebenen Daten reichen hin, darzuthun, daß die evangelische Kirche in Judenburg längere Zeit die Uebermacht hatte. Diese wurde leider dazu benützt, nicht bloß das katholische Leben zu unterdrücken, sondern auch die Rechte und Besitzungen der katholischen Kirche zu kränken und an sich zu reißen.

Es kamen sogar Begebenheiten vor, von denen

man glauben sollte, daß sie nur in Zeiten des Faustrechtes möglich gewesen wären. So überfiel 1562 der lutherische Pöbel zu Judenburg das altehrwürdige Franziskanerkloster daselbst, zog plündernd und zerstörend durch die Kirche und die Zellen, jagte die armen Mönche davon und schlug seine eigene Wohnung darin auf. Erst 1588 kehrten die Ordensleute unter dem Schutze Karl's II. in ihr entweihtes Haus zurück. Aber trotz seines besten Willens konnten dieser und die nächstfolgenden Landesregenten es nicht hindern, daß auf der anderen Seite die Einkünfte der Stadtpfarre so schmal wurden, daß sie zur Erhaltung des Pfarrers nicht mehr zureichten und mehrere nacheinander zur Aufgebung der Pfründe (1597) zwangen. Bis 1599 wurde die so verwaiste Pfarre von Pöls aus verwaltet. Diesen Vorgängen zu steuern, hätte es zwar genugsam Anhaltspunkte in landesfürstlichen Verordnungen (1545, 1548 und 1563) gegeben, welche Karl II. 1574 und 1587 ausdrücklich wieder erneuerte, allein es fehlte an verläßlichen und treuen Händen zu ihrer Ausführung und daher trieb es ein jeder fort, wie er eben wollte.

Man hätte denken sollen, daß wenigstens Stiftungen, die zum Besten der Armen dienten, vor Schmälerung und Beraubung bewahrt gewesen wären. Allein die Thatsachen zeigen das Gegentheil. Auch die h. Geistspitalsstiftung gibt hiezu einen Beleg. Es wäre erklärlich gewesen, wenn die lutherisch gewordenen Lehensherren das Benefizium des Spitalkaplanes eingezogen hätten, warum aber auch die Armen um die Wohlthat der Stiftung kommen mußten, das ist nicht zu begreifen, wenn nicht etwa bei der stets zuneh-

menden Theuerung aller Lebensbedürfnisse die Unzulänglichkeit des Einkommens und möglicher Weise auch schlechte Wirthschaft die Zerrüttung und endlich die gänzliche Auflösung des Spitales bewirkten.

1595 lebten noch drei des Namens und Wappens der Greißenegger, nämlich Johann Sigismund († 1596) und Johann Franz, die Söhne des Johann Jakob Greißenegger und Johann Adrian († 1600), der erstgeborne Sohn von dessen jüngerem Bruder Johann Georg. Johann Franz starb 1603 zu Judenburg als der letzte seines Geschlechtes, und das Vogteirecht der h. Geistspitalstiftung fiel dem Landesherrn Erzherzog Ferdinand II. anheim.

Als aber die landesfürstlichen Commissäre, der Pfarrer von Pöls Paul Nephuen und der Edle Wilhelm Rauchenberger, das Spital 1606 übernahmen, fand sich, daß daselbst seit längerer Zeit keine Armen mehr erhalten wurden und daß alle Güter in fremde Hände übergegangen waren. Zu dieser Zeit war im ganzen Lande die katholische Gegenreformation vollendet und die alte Kirche wenigstens äußerlich zu ihrem Rechte und zum früheren Ansehen gelangt. In Judenburg war diese kirchliche Reformation im März 1600 vor sich gegangen und zwar gegen alle Erwartung ohne viele Anstrengung. „Weil in dieser Stadt ein großer Adel zu wohnen pflegt" (Bericht der Reformationscommissäre), so hatte man sogar bewaffneten Widerstand befürchtet. Nichts von dem geschah. Von Judenburg und der ganzen Umgegend erklärten sich außer einigen wenigen (neun) Personen alle, die Stadtbehörde an der Spitze, bereit katholisch zu werden.

Daß es wenigstens der letzteren hiermit ernst gewesen, beweist die Bereitwilligkeit, mit welcher dieselbe dem Ansinnen des Erzherzoges Ferdinand Gehör gab, das ihrige zur Förderung katholischer Institutionen beizutragen. Ferdinand hatte nämlich am 13. Februar 1607 das eingezogene h. Geistspital dem von ihm kürzlich zu Graz gegründeten Studentenseminare „Ferdinandeum" zur Verbesserung der Dotation geschenkt.

Die Gründung dieser Anstalt zum Unterhalt und zur Erziehung armer Studenten greift bis in das Jahr 1596 zurück. Die Gegenverpflichtung dieser Zöglinge war, bei dem Gottesdienste in der Hof- und Jesuitenkirche als Sänger und Musiker zu dienen. In ersterer Zeit wohnten dieselben bei 20 an der Zahl in einem Hause in der Nähe der erzherzoglichen Burg in Graz. Zur Erweiterung dieses Institutes erbaute Ferdinand 1603 in der Färbergasse das große Gebäude, welches noch jetzt unter dem Namen Ferdinandeum bekannt ist, wiewohl es nun schon nahezu ein Jahrhundert dieser Bestimmung entfremdet ist.

Nachdem der Priester der Gesellschaft Jesu Marcellin Pollardt als Regens des Ferdinandeums die Schenkung des h. Geistspitales (1607) übernommen hatte, mußte es sein erstes Geschäft sein, den Besitzstand desselben zu ermitteln und die entfremdeten Güter wieder zu erwerben.

Als ein Hauptgläubiger zeigte sich der Stadtmagistrat von Judenburg, welcher auf den Umstand hin, daß die Stadt einen Steuerausstand von 800 Gulden zu fordern hatte, sämmtliche in ihrem Burgfrieden gelegenen Güter eingezogen hatte. Es ist das zwar ein ganz sonderbarer Rechtsgrund, gleichsam als wenn das Steuerzah-

len die erste Pflicht wohlthätiger Stiftungen wäre, und die Bürgerpflicht vor der Christenpflicht und Humanität stünde; aber die Thatsache war einmal da, und man mußte zu Verhandlungen schreiten. Doch es fand sich bald eine Auskunft, die von der Stadt gutgeheißen und angenommen wurde und durch welche man beiden Seiten gerecht wurde.

Die Stadt schenkte und cedirte nämlich sämmtliche eingezogenen Güter dem Ferdinandeum ohne alle Bezahlung und ohne alle weiteren Rechtsansprüche, dieses aber verpflichtete sich für alle „nachfolgenden Weltzeiten" drei von der Stadt präsentirte Knaben als Stiftlinge zu erhalten.

Der Eingang der Stiftungsurkunde, welche der Bürgermeister, Richter und Rath der Stadt am Freitage nach dem St. Barthlmätage 1611 ausstellte, möge hier Platz finden, weil sich aus demselben der Zweck der Stiftung ergibt:

„Dieweil wir nun in gesammter zu Gemüthfür- und Berathschlagung unseres, fürnehmlichen aber der gemeinen Stadt und unserer Nachkommen zeitlichen Aufnehmens und ewig währenden Wohlstandes so viel befunden, daß bevorderst der h. katholische Glaube und Gottesdienst, dann auch das politisch gemeine Wesen allein durch wohlqualifizirte, gelehrte, exemplarische Männer ordentlich verricht, regiert und nicht allein in ihrer Würde aufrecht erhalten, sondern auch wie länger, je mehr fortgepflanzt und vermehrt werden, beneben auch augenscheinlich wahrgenommen (inmassen es der weiten Welt kundbar) wie daß die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu vielfältige Mühe und allen möglichen Fleiß ganz unverdrossen anzuwenden pflegen, damit die ihnen anbe-

fohlene und untergebene Jugend neben christlicher Disziplin in der Furcht Gottes, Pietät, löblichen Sitten und anderen Tugenden auch an Verstand und Geschicklichkeit sammt den Jahren zunehmen, auferwachsen, und also voreingeführte vornehme geist- und weltliche Aemter nützlich zu verrichten qualifizirt werden; dannenhero und damit wir und unsere Nachkommen bei gemeiner Stadt dergleichen gelehrte und taugliche Personen immerdar erhalten möchten" u. s. w. (folgt die Stiftung).

Was aber die 3 Stiftlinge betrifft, wurde ausbedungen „dieselben im Ferdinandeum mit Wohnung, Holz, Licht, Speise und Trank (es gab dazumal noch Wein bei Tische) so gut man es den anderen Zöglingen jetzt gibt, oder in künftiger Zeit wird geben können, sammt Säuberung oder Waschung ihres Leingewandtes so lange in bonarum literarum studiis zu unterhalten, bis sie die Philosophie, oder auch Theologie absolvirt haben."

So sehen wir also nun nahezu 200 Jahre später an die Stelle der alten Greißeneggerstiftung eine Stadt Judenburger Stiftung getreten. Nicht mehr ist der Hauptzweck die leibliche Versorgung alter heruntergekommener Leute bis zu ihrem Tode, sondern im Gegentheile die geistige Heranbildung junger, hoffnungsvoller Studenten für das Leben. Nur eines ist beiden gemeinsam, die Berücksichtigung der Armuth. Es spiegelt sich aber auch in dieser Umänderung der Stiftung der Zeitgeist ab, der nun zur Herrschaft gekommen war, nämlich das Streben durch gründliche auf christkatholischer Basis beruhender Bildung und Erziehung eine neue Generation zu schaffen, stark im

religiösen Glauben, kräftig in heiliger Sitte, gebildet durch die schönen Künste und Wissenschaften und so geistig geeignet als tüchtige Staatsbürger in geistlichen und weltlichen Aemtern sich zu bewähren.

In diesem Sinne war das Ferdinandeum gestiftet worden, in diesem Sinne hat es auch durch fast 200 Jahre gewirkt und dem Staate und der Kirche reichen Nutzen getragen. Aus einzelnen Zöglingen desselben wurden vortreffliche, hochausgezeichnete Männer, und wenn auch dies nicht gewesen wäre, so haben doch viele hundert strebsame Geister die Mittel gefunden, sich eine höhere Bildung zu verschaffen und einem edleren Lebensberufe sich zu widmen, der ihnen sonst niemals offen gestanden wäre.

Aber in jener Zeit, von der wir sprechen, im ersten Dezennium des 17. Jahrhundertes hatte diese Anstalt wohl ein großes Haus, aber noch geringe Mittel, um eine größere Anzahl von Jünglingen dort zu ernähren und zu versorgen. (1633 zählte sie bereits 125 Zöglinge, sank jedoch später wegen unzureichender Einkünfte auf 80—90 herab, welche Zahl im 18. Jahrhunderte die gewöhnliche war.)

Der Regens Marcell Pollardt hatte namentlich durch 6 Jahre manchen Kampf und manche Sorge zu überstehen, bis es seinem Administrationstalente gelang, die abalienirten Güter des h. Geistspitales wenigstens dem größeren Theile nach wieder hereinzubringen. Wir wollen die wichtigsten seiner Bemühungen und Erwerbungen hier bemerken.

Die steierischen Landstände hatten den „Neu-

mayrhof" und noch zwei andere Unterthanen wegen der Steuerausstände des Spitales gepfändet und in Besitz genommen. Für diese wurde die ausstehende Schuld getilgt, worauf natürlich die Auslieferung der Güter erfolgte. Um eine andere Gült von 16 Pfund Pfenningen, welche Herr Georg Wuechrer an sich gebracht hatte, mußte ein Proceß angefangen werden, der nach zwei Jahren mit einem gütlichen Vergleiche schloß. Kaum hatte das Ferdinandeum den obenerwähnten Neumayrhof in Besitz genommen, so erhob der Judenburger Bürger und Rathsherr Georg Salzmann Ansprüche auf denselben, strengte einen Prozeß an, wurde aber nach zwei Jahren vom Gerichte abgewiesen.

Andere Judenburger Bürger alten Namens, die Brüder Heinricher, hatten 14 zum Spitale pflichtige Unterthanen erworben, sie ließen sich jedoch alsbald zum gütlichen Ausgleiche herbei. Als sie dieselben abgetreten hatten, forderte sie wieder ein gewisser Rupert Thaler für sich ab. Die Sache wurde zur Entscheidung dem Landeshauptmanne vorgelegt, der gegen Thaler entschied. Aber nun nahm eben dieselben Güter der steierische Landstand Adam Regal in Beschlag, mußte sie aber doch auf Befehl Ferdinand II. wieder herausgeben. Die Herausgabe des „Penghofes", welchen die Adam Gallenberg'schen Erben besaßen, konnte ebenfalls nur durch ein landesfürstliches Dekret (1610) bewirkt werden. (1618 wurde der Penghof der Frau Justina von Gallenberg überlassen, welche zur Entschädigung drei bäuerliche Güter im Ertrage von 39 fl. 37 kr. übergab). Andere Besitzungen, wo die Leute sich über den Besitztitel nicht ausweisen konnten, wur-

den mit leichterer Mühe erworben, da man sich auf die alten landesfürstlichen Gesetze in Betreff geistlicher Güter berufen konnte.

In späterer Zeit kamen auch neue Güter hinzu. Eine Kammerfrau der Erzherzogin Maria, mit Namen Maria Gerolzhofen, eine geborne Unterweger, machte eine Schenkung und stiftete mit 25 fl. für sich und ihren Gatten Thomas eine heilige Messe am 27. December zu lesen. 1621 kaufte man einen Acker in Strettweg hinzu.

Von anderen Schenkungen möge nur jener noch erwähnt werden, welche Heinrich von Heinrichsberg 1653 machte, weil sie eben von einem Judenburger-Burggrafen herrührte.

Es versteht sich von selbst, daß die Spitalskapelle nun wieder zu Ehren kam. Sie fand sich bereits bei der kirchlichen Visitation 1619 neu hergestellt und zum Gottesdienste verwendet. Von nun an fehlte auch nicht die Gedächtnißfeier am Todestage des Stifters, dessen Grabdenkmal sorgfältig erhalten wurde.

Die im Jahr 1620 eingetretene Ansiedlung der Jesuiten in Judenburg steht mit dieser h. Geistspitalsstiftung in gar keinem Zusammenhange. Die Verwaltung dieser blieb fortwährend bei dem Superior des Ferdinandeums in Graz.

Der Gründer des Judenburger Jesuitencollegiums war Balthasar Freiherr von Thanhausen. Er kaufte das dort befindliche verlassene Augustinerkloster und schenkte es dem Orden, welcher es zum Probationshause für die Ordenspriester der österreichischen Provinz verwendete, wo dieselben in geistlicher Einsamkeit das dritte Probejahr ablegten, das der eigentlichen Ordensprofeß vorausgehen mußte. Es befanden sich deren

durchschnittlich 20—30 im Hause, ältere Väter 6—10 und ebensoviele Laienbrüder. Von 1639 bis 1644 wurde das Collegium erweitert und gänzlich umgebaut, brannte jedoch 1699 wieder gänzlich ab, wobei der Superior des Hauses P. Michael Mark, ein geborner Grazer, in den Flammen umkam. Der Wiederaufbau war 1702 vollendet. 1658 hatte man auch die Kirche vergrößert und verschönert. Das liebliche Antoneum war schon 1646 entstanden. Die Lateinschulen, ursprünglich 3, zu welchen später auch die sogenannte „Poesie" kam, zählten 1647 bereits 120 Schüler. Auch ein Seminarium für arme Studenten, „Josephinum" geheißen, wie das in Leoben (und ein anderes in Graz), gab 20 talentirten und braven jungen Leuten gedeihliche Unterkunft.

Es ist psychologisch interessant, wie sich auch hier in Judenburg, diesem langjährigen Hort der Lutheraner, binnen kürzester Zeit ein gänzlicher Umschwung in religiöser Richtung gestaltete. Der geistreiche Bischof von Lavant Stobäus hatte dem Erzherzoge Ferdinand II. wirkich einen guten Rath gegeben. Mit der Entfernung der Predikanten fiel das ganze innerlich hohle Gebäude zusammen. Wie in politischen Meinungen nur einige wenige geistig hervorragende Köpfe und energische Charaktere selbstständig dastehen, die übrige Masse aber blindlings nachbetet und nur unter der Leitung dieser Männer Halt und Richtung bekömmt, so war es mit dem evangelischen Bekenntnisse. Kaum waren seine Prediger, die meistens schon als Ausländer um ihrer Existenz willen sich an die brotgebende Stelle klammerten, ausgewiesen und niemand mehr da, der hetzte, oder für den Widerstand einen Rückhalt bot; so zeigte es sich, daß die von

Deutschland importirte Lehre in den Herzen keinen inneren Halt gefunden hatte. Alle gaben nach, der Bauer, der Bürger und der Edelmann, es gab nirgends ein Martyrium für das Lutherthum. War die Bekehrung zuerst auch nur eine äußerliche, nach wenigen Jahren war sie auch eine innere. Zur Vollendung dieses Umschwunges hat die eifrige, kluge und fromme Thätigkeit der Jesuiten wohl sehr viel beigetragen. Sie verstanden es, das Glaubensleben zu erwärmen, zu steigern und ihm jenen äußeren Glanz zu geben, welcher für die Menschennatur so reizend und überwältigend wirkt. So erlebte denn auch Judenburg die großartigsten kirchlichen Demonstrationen, wie die Stadt solche nie früher gesehen hatte. Die Fronleichnamsprocession, namentlich aber die sogenannte katechetische Prozession wurde mit einer Andacht und mit einer äußeren Pracht gehalten, die im ganzen Obersteier Aufsehen machte. Ganz Judenburg und die gesammte Nachbarschaft war auf den Beinen, wenn bei diesen katechetischen Prozessionen die Kinder, Knaben und Mädchen jeden Alters, welche für gewöhnlich den katechetischen Unterricht in der Kirche erhielten, ihren feierlichen Umzug durch die Stadt hielten, ausgestattet mit dem Schaugepränge nicht nur von Fahnen, Musik und frommen Gesängen, sondern von heiligen Gemälden, Statuen und ganzen Tableaux mit Sinnbildern und Sprüchen auf zierlichen Gerüsten getragen. Der Anstand, die Lieblichkeit, die aufrichtige Frömmigkeit der Kleinen rührte nicht bloß Mütter und Frauen, sondern auch manchen ernsten Mann bis zu Thränen und führten ihn zur frommen Nachahmung und tieferen Andacht. Die jährliche Zahl der Com-

municanten in der Jesuitenkirche zählte stets nach Tausenden, 1710 sogar 22.000.

Alle Sonntage Morgens zog die zahlreiche Marienbruderschaft mit brennenden Wachslichtern aus der St. Martinskapelle, die zu den Sodalitätsversammlungen diente, zur Jesuitenkirche in den Gottesdienst und zur feierlichen Kommunion. Noch großartiger waren die Bittgänge nach Maria Buch, zu welchen, die Stadtbehörde vollzählig an der Spitze, nicht selten 6000 Menschen (so namentlich bereits 1656) sich zusammenfanden, die mit unausgesetztem Gebete die Heilfahrt hin und zurück machten. Ein anderes Mal erschien wieder der Prälat von St. Lambrecht mit stattlichem Gefolge, oder der Propst von Seckau in Judenburg, um an den hohen Ordensfesten den Gottesdienst mit dem größten kirchlichen Pompe zu halten. Am Abende fand sich dann der Adel und die Elite der Bürgerschaft aus der Stadt und Umgebung zusammen, um sich an den mit allem Sinnenzauber ausgerüsteten lateinischen Schuldramen der Studenten und ihrer deklamatorischen Fertigkeit zu weiden. So blühte ein reges Leben, das auch für den zeitlichen Wohlstand der Stadt sich günstig und förderlich erwies.

Es wird hier an der Stelle sein, einiges über die topographischen Verhältnisse von Judenburg in dieser Zeitperiode beizubringen, wozu ein handschriftlicher Bericht vom Jahre 1702 aus der Feder eines seiner Bewohner vorliegt. Dieser Gewährsmann bezeichnet Judenburg als die Hauptstadt von Obersteier und schätzt ihre Entfernung von Graz nach der Floßfahrt auf der Mur auf 14 Meilen. Neben diesem Verkehrswege bediente man sich auch der kürzeren, auf 8

Meilen berechneten Grazer-Straße über die Berge (Stubalpe). Zum Schutze der Stadt bestehen starke Thürme und Festungsmauern, welche sie rings umschließen. Der Zugang steht durch 5 große Thore und ein kleineres offen. Die innere Stadt ist geräumig (spatiosa) und, wiewohl durch häufige Feuersbrünste stark hergenommen, doch zierlich und schön (satis tamen elegans et venusta).

Man zählt 8 Gässen und 2 Hauptstraßen, welche beide in den weitläufigen Hauptplatz münden, wo alljährlich zweimal die weitberühmten Jahrmärkte gehalten werden. (Von Friedrich IV. 1449 mit fürstlicher Freiung verliehen).

Unter den kirchlichen Gebäuden ragt die Pfarrkirche hervor, wo sich viele Grabmäler berühmter Familien befinden. (Von dem großen Thurme, dessen Bau von 1449 bis 1500 dauerte, macht unser Berichterstatter keine Erwähnung.) Neben der erzherzoglichen Burg, nur durch das Stadtthor geschieden, befindet sich die im alten Stile erbaute Hofkirche, deren Gottesdienst die Franziskaner versehen.

Das Kloster derselben liegt hinter der Kirche. (Von 1820 bis 1857 befand sich daselbst ein Gymnasium, das von dem Stifte Admont besorgt wurde. Gegenwärtig (seit 1869) befindet sich hier die landschaftliche Bürgerschule.)

Dem anderen Thore gegenüber, welches an der Murseite liegt, erhebt sich das Kollegium der Jesuiten nebst der Kirche. Vom alten Augustinerkloster (zufolge Stiftsbriefes von Erzherzog Rudolf IV. 1364 gegründet) ist wegen des Neubaues nichts mehr ersichtlich. Hier findet sich auch das Gymnasium und Seminar, den rückwärtigen Trakt des

Kollegiums bildet das Probationshaus. Nicht weit davon liegen die St. Martinskirche und die h. Geistspitalskapelle, deren Gottesdienst von der Dechantei aus versehen wird.

Am Fuße der Stadt nahe beim Ufer der Mur liegt das uralte Kloster der Klarisserinnen, welches wegen der Annehmlichkeit seiner Lage und wegen des englischen Friedens seiner Hallen das „Paradeiß" genannt wird. Auf der anderen Seite des Flußes liegt die Vorstadt und mehrere Mühlen, zu welchen man über die Brücke gelangt.

Vom Kärntnerthore aus gelangt man auf das offene Feld. Nicht weit von der Stadt auf der rechten Seite der Straße erstreckt sich ein Haferfeld (später Exerzierwiese); hier finden sich noch Spuren von Marmordenkmälern, da hier der Friedhof der Evangelischen bestanden hatte.

Von den Grabstätten der Katholiken wollen wir (nach einer anderen Handschrift aus dem J. 1718) nur derjenigen Erwähnung thun, welche in Leitner's Monographie von Judenburg und in Schmutz' topographischem Lexikon nicht aufgeführt sind. (Doch müssen wir bemerken, daß die Grabschrift des Balthasar von Gleinz, Vicedoms von Leibnitz — nicht „Laibach". wie es bei Leitner und Schmutz heißt — bereits 1718 nicht mehr leserlich war, und daß in der Gruft des Tiburz von Sinzendorff auch dessen Gattin Lucia, eine geborne Saurau bestattet ist.

In der Franziskanerkirche befanden sich die Grabmäler des Christoph Khirchpichler zum Rottenthurn, kaiserlichen inneröſterreichischen Regimentsrathes und Hofpfenningmeisters, (starb 7. Februar 1630) und seiner Gemahlin Eva, einer gebornen Ederin, (starb 8. Februar 1651).

Letztere Ruhestätte ist insbesondere denkwürdig, da Eva Khirchpichler im Jahre 1642 zum Jesuitenkollegium in Judenburg 2000 fl. stiftete, wovon zwei Studenten im Seminarium Josephinum zu erhalten waren. Die zwei noch jetzt bestehenden Khirchbichler'schen Handstipendien für Gymnasialschüler schreiben sich von dieser Stiftung her.

In eben derselben Kirche war auch das Grab der 1646 verstorbenen Frau Sabina Gräfin von Schernberg, gebornen Pergerin von Embslieb; ferner des erzherzoglichen Rathes, Kämmerers und Oberststallmeisters Bernhard Walther v. Waltersweyl (starb 11. September 1624).

In der uralten St. Katharinenkapelle neben der Franziskanerkirche, von welcher gegenwärtig ebenfalls keine Spur mehr sichtbar ist, hatte sich des Kaisers Ferdinand III. und dessen Brüder Leibmedicus, Ritter des goldenen Sporens Johann Sebastian von und zu Zoltenstein eine Gruft erbaut und dahin seine Frau Regina, eine geborne Stusingerin zu Dachenstein (1627) und seinen Sohn Wilhelm (1642) begraben lassen.

In der Jesuitenkirche sind bestattet: an der Evangelienseite des Hochaltares der Gründer des Kollegiums Balthasar Graf von Thonhausen (starb 10. November 1627) und dessen Gattin Ursula geborne Freiin von Hollenegg (starb 12. April 1654), welche das Probationshaus gestiftet hatte; am St. Josefsaltare Erasmus Wilhelm Graf v. Saurau, Freiherr auf Großlobming, Herr auf Than, Donerspach, Saurbrunn Reiffenstein, Erblandmarschall von Steiermark und Statthalter von Inneröstereich, Rath und Kämmerer des Kaisers Leopold I. —

Haben wir so eine kleine Beschreibung der Stadt geliefert, so muß nun auch eine Erwähnung der entsetzlichen Feuersbrunst geschehen, welche dieselbe am 22. Oktober 1709 gänzlich verheerte. (Die Setzung dieses Unglückes in das Jahr 1711 ist irrig.) Der Brand war von einem Schergen aus Anlaß der mißlungenen Fahndung eines Verbrechers gelegt worden und brach in den ersten Nachmittagsstunden am äußersten Ende der Stadt bei den Franziskanern aus, setzte aber, von einem heftigen Sturmwinde gepeitscht, binnen kurzer Zeit die ganze Stadt in Flammen, griff in die Vorstadt hinab und entzündete sogar die benachbarte Waldung. Die Wuth des Feuers war unbeschreiblich. Rauch und Hitze und das Springen der Flamme von Haus zu Haus ließ keine Abwehr, ja nicht einmal den Gedanken an Rettung aufkommen. Man konnte auf nichts, als auf Flucht sinnen und selbst dieser verschloß die Flamme nicht selten überraschend schnell den Ausweg. Binnen einer Stunde war die ganze Stadt ein Flammenmeer, Abends ein glühender Schutthaufen. Keine Gasse, kein Haus war verschont geblieben. Um nur einiges und dies zu bemerken, was unserem Geschichtsstoffe näher liegt, sei erwähnt, daß auch das Ferdinandeum schweren Verlust erlitt, indem die h. Geistkapelle, das Greißenegger-Spital und der dazu gehörige Getreideschüttkasten in Ruinen lag. Ebenso schwer war das Jesuitenkollegium getroffen. Vor drei Wochen war eben erst der Wiederaufbau aus dem Brande des Jahres 1699 vollendet worden und man erfreute sich an der Zierlichkeit, durch welche es zu einem der schönsten Häuser der Provinz gemacht worden war. Nun stand es mehr verheert da, als früher,

die ganze Seite gegen die Stadt, der Uhrthurm, die Wohnung der Dienstleute, die Meierei mit allen Vorräthen, das Seminarium Josephinum, das Schulgebäude, das Theater, das Oratorium der Bruderschaft, alles war bis zum Boden ausgebrannt; die Glocken waren geschmolzen, die Fenster zertrümmert, ein Theil des Kirchengewölbes eingestürzt, selbst bis in die Keller war der Brand gedrungen.

So war denn ganz Judenburg eine wüste Ruine und so zerstört, daß viele Bürger gar nicht mehr an die alte Stätte zurückkehren, sondern den Ort für immer verlassen wollten. Erst das Beispiel der Jesuiten wirkte ermuthigend. Als diese unverdrossen die Ruinen wegzuräumen anfiengen, die weniger beschädigte Lorettokapelle alsbald wieder für den täglichen Gottesdienst herrichteten, und mit der gewohnten Ruhe ihres Berufes zu walten begannen, da erwachte auch bei den verzagteren Gemüthern neues Vertrauen und der Muth für die Wiederaufrichtung ihrer Wohnsitze. —

Siebenzig Jahre später trat eine andere Veränderung durch die Aufhebung des Jesuitenordens in Oesterreich ein. Judenburg verlor hiedurch, abgesehen von religiösen Verhältnissen, sein Gymnasium und sein Seminar für arme Studenten. Auch die Judenburger Studentenstiftung erlitt eine Umwandlung, indem das Ferdinandeum aufgelöst und die Zöglinge sich selbst oder ihren Angehörigen überlassen wurden.

Die Stipendienplätze wurden in Handstipendien verwandelt, die h. Geistgült wurde verkauft, der Kaufpreis 15.610 fl. zum Ankauf einer fünfprocentigen Hofkammerobligation verwendet, und als die Regierung im Jahre 1803 wieder ein k. k. Convict zu Graz

errichtet hatte, wurden aus dem Zinsenertrage dieser Obligation drei Plätze für Stiftlinge bestritten, auf deren zwei der Magistrat von Judenburg das Präsentationsrecht erhielt. 1811 hatte diese Obligation das Unglück, von dem Finanzpatente betroffen zu werden, wodurch die Stiftung für einige Zeit wieder auf zwei Zöglinge reduzirt wurde. Dann kam zur Abwechslung 1848 die Aufhebung des Convictes und die Creirung von Handstipendien. Derzeit bestehen drei solche Stipendien, das erste und zweite im jährlichen Ertrage von ungefähr 60 fl., das dritte von 200 fl. am Gymnasium, von 300 fl. an der theologischen Fakultät.

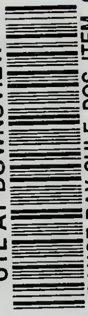
Hiermit wollen wir die Geschichte des h. Geistspitals in der freundlichen Hoffnung schließen, daß wir unseren Zweck erreichten, demselben ein kleines Gedächtnißmal aufzubauen. Mögen auch diejenigen, welche nun im Genusse eines Stadt Judenburger Stipendiums stehen, dankbar des Stifters gedenken, dessen frommer Sinn ein gutes Werk schuf, das bereits vier und ein halbes Jahrhundert wohlthätig wirkte und hoffentlich noch lange ebenso fortwirken wird.

Kehren wir schließlich zu dem Worte zurück, das wir eingänglich sprachen, Judenburg ist eine schicksalsreiche Stadt. Schon aus diesen flüchtigen Zügen, mit welcher wir hier ihre Geschichte andeuteten, läßt sich dieses ersehen. Sie hat, um der älteren Zeit nicht zu erwähnen, ihre jüdische, ihre evangelische, ihre jesuitische Glanzperiode gehabt, und wenn die Stadt heutzutage nicht in langer Häuserzeile mit Prachtbauten weit über ihre jetzigen Grenzen hinausreicht; so ist nicht der Mangel an innerer Lebenskraft der Bewohner daran Schuld, sondern das Walten

einer Naturkraft, die einmal fessellos geworden, von Menschenhand nicht bezwungen werden kann. Fünfmal wurde die Stadt in fünf Jahrhunderten durch schreckliche Feuersbrünste gänzlich vernichtet, 1383, 1670, 1709, 1807 und 1840. Es gibt Städte, die nach nur einmaligem solchen Unglücke sich nie wieder erhoben. Aber Judenburg steht noch, eine freundliche, gemüthliche und aufstrebende Stadt, so recht zum schlagenden Beweise und Zeugniß für die echtsteierische Charakterseite des unverwüstlichen, kernhaften und gesunden Wesens, das Land, Natur und Bewohner beseelt und belebt.



Vereins-Buchdruckerei in Graz.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 30 19 05 011 8